

Theoriedebatten in der deutschsprachigen Friedens- und Konfliktforschung: Von der traditionellen und kritischen zur konstruktivistischen Friedens- und Konfliktforschung?

Peter Schlotter/Simone Wisotzki

Was macht die Friedens- und Konfliktforschung im deutschen Sprachraum aus? Welches Selbstverständnis leitet sie an und wo lagen und liegen die zentralen Streit- und Spannungsfelder? Mit diesen Fragestellungen beschäftigten sich zwei Kolloquien der Arbeitsgemeinschaft Friedens- und Konfliktforschung (AFK) 2007 und 2008. Daraus ist jetzt ein Buch entstanden, das einen exemplarischen Überblick über den Forschungsstand der deutschsprachigen Friedens- und Konfliktforschung geben will.¹ Darin geht es um das Selbstverständnis der Disziplin und die thematischen Schwerpunkte der deutschsprachigen Friedens- und Konfliktforschung, um die Frage der Interdisziplinarität sowie um die politischen Debatten der letzten 40 Jahre (siehe das Inhaltsverzeichnis im Anhang). Für den Workshop „Theorie“ der AFK beziehen wir uns auf die Beiträge in diesem Buch und konzentrieren uns auf Beobachtungen über die Theoriebildung im Kontext der Friedens- und Konfliktforschung seit ihren Anfängen Ende der 1960er Jahre sowie über den „Stand der Wissens“ in ausgewählten Forschungsfeldern.

Vom Wandel im disziplinären Selbstverständnis in den 1970er und 1980er Jahren

Charakteristisch für die deutschsprachige Friedens- und Konfliktforschung ist ein nahezu kontinuierlicher Selbstverständigungsprozess über Gegenstand und Forschungsagenda. Im Verlauf der vergangenen 40 Jahre lässt sich ein Wandel im Selbstverständnis feststellen. Statt Forschung *für* den Frieden, die vor allem von der kritischen Friedensforschung betrieben wurde, hat sich eine stärkere Hinwendung zu einem Selbstverständnis als Forschungsdisziplin *über* den Frieden ergeben. Friedens- und Konfliktforschung ist heute weniger herrschaftskritisch im Sinne der prinzipiellen Überwindung gewaltstruktureller Verhältnisse ausgerichtet; vielmehr orientiert sie sich am Ziel der *konkreten* Veränderung solcher Verhältnisse in einem mittelfristigen Zeithorizont. Mit dem Prozess der Professionalisierung hat sie eine Entwicklung vollzogen, der auch bei anderen neuen Wissenschaftszweigen beobachtet werden kann. Am Beginn stehen „große Würfe“, die ein neues Thema auf die Agenda der wissenschaftlichen und politischen Debatte setzen, grundsätzliche Methoden und Theorien werden – meist „grundsätzlich“ – diskutiert, nicht selten spalten sich Forscher-Communities. Mit der Forschung an konkreten Sachfragen schleifen sich die Gegensätze ab, oft sind die abstrakten Debatten für die konkrete Forschungsarbeit von marginaler Bedeutung. Wie sich am Beispiel der Friedens- und Konfliktforschung zeigt, muss Professionalisierung nicht normative Beliebigkeit bedeuten. Auch wenn die Friedensforschung inzwischen zum

¹ Peter Schlotter/Simone Wisotzki (Hg.) 2010: Friedens- und Konfliktforschung (Reihe Forschungsstand Politikwissenschaft), Baden-Baden: Nomos Verlag, i.E., zugleich AFK-Friedensschriften, Bd. 34.

festen Bestandteil einer staatlich besonders geförderten (wie im Fall der Bundesrepublik) Wissenschaft sowie Teil einer international ausgerichteten Debatte geworden ist, die sich zugleich als „Ratgeber“ für die Friedens- und Entwicklungspolitik staatlicher wie nicht-staatlicher Akteure versteht und von diesen auch dafür nachgefragt wird, so hat sie ihre normative Grundorientierung an einem Abbau von Gewaltverhältnissen nicht aufgegeben. Auch die Forschung *über* den Frieden versteht sich nicht als „wertfrei“.

In der Rückschau lassen sich Tendenzen erkennen, die den Zeitgenossen vielleicht noch gar nicht bewusst waren. So begann der Weg weg von den „großen Debatten“ hin zur konkreten Forschung ziemlich schnell nach der Institutionalisierung der Friedens- und Konfliktforschung Anfang der 1970er Jahre. Zunächst lassen sich Unterschiede zwischen der sog. „traditionellen“ und der sog. „kritischen“ Forschungsrichtung ausmachen – dazwischen gab es schon damals viele Graustufen. Epistemologisch ist die kritische Denktradition eine am Emanzipationsinteresse ausgerichtete Wissenschaft, die als Ziel ihrer Forschung dazu beitragen möchte, gesellschaftlichen und globalen Wandel zu erreichen und soziale Gerechtigkeit zu verwirklichen. Dies drückte sich auch in der Übernahme des Galtung'schen Konzepts der strukturellen Gewalt und des positiven/weiten Friedensbegriffs aus. Aus dieser Perspektive geißelten deren Protagonisten die „traditionelle“ Friedens- und Konfliktforschung, wie sie vor allem von Physikern und US-amerikanischen Politikwissenschaftlern und Soziologen betrieben wurde, als „Befriedigungsforschung“, weil es ihr zu sehr um die Stabilisierung der herrschenden Machtverhältnisse gehe, indem sie – statt das Abschreckungssystem als Ganzes in Frage zu stellen – sich beispielsweise mittels des Rüstungskontrollansatzes darauf konzentrierte, die Abschreckung „unfallsicherer“ zu machen. Dagegen konterte die „traditionelle“ Friedens- und Konfliktforschung mit dem Argument, wer die Abschreckung abschaffen wolle, müsse erst einmal verhindern, dass sie versage. Auch verwies sie auf die generelle Gefahr eines – wie bei Galtung – entgrenzten Gewaltbegriffs, der leicht zur Legitimierung von neuer Gewalt verwendet werden könnte. Damit zeigten selbst die Befürworter eines engen „negativen“ Friedensbegriffes, dass sie sich der Wertorientierung einer Verminderung der Gewalt verschrieben hatten. „Kritisch“ bedeutete eigentlich in erster Linie, dass die Vertreter dieser Richtung politisch umfassendere Zielsetzungen und ein wissenschaftlich anspruchsvolleres Programm verfolgten. Hier bedeutete Frieden nicht nur die Abwesenheit von rein physischer Gewalt oder der Gleichsetzung mit dem staatlichen Gewaltmonopol, sondern vielmehr gelte es – so exemplarisch Dieter Senghaas (1971) – Frieden als „mehrfaches Komplexprogramm“ mit dem Ziel des gesicherten Weltfriedens zu verstehen, und damit den disziplinären Anspruch zu verbinden, die Bedingungen zur Realisierung dieses Zustandes auszuloten.

In der konkreten Forschungspraxis spielte der Gegensatz zwischen „traditionell“ und „kritisch“ keineswegs die Rolle, die man erwarten könnte, wenn man auf die „Großdebatte“ schaut. Der „Farbenlehre“ der siebziger und achtziger Jahre entsprechend waren die sich kritisch verstehenden Wissenschaftler/innen politisch eher links von der Mitte der Sozialdemokratie anzusiedeln, die anderen eher in ihrer Mitte. „Traditionell“ oder „kritisch“ war mehr politische Selbstverortung als eine wissenschaftliche Methode. Bis auf wenige Ausnahmen blieb der kritische Ansatz auf die Kritik anderer Forschung beschränkt, ohne selbst konkret zu werden. Überblickt man den Forschungsertrag der 1970er und 1980er Jahre so „traditionalisierte“ sich die Friedens- und Konfliktfor-

schung – aus Sicht der kritischen Kritik – immer mehr, was am wenigsten mit dem Finanzierungssystem (durch die DGFK und in den 1980ern die DFG) zu tun hatte, sondern vor allem mit der Schwierigkeit, den Ansatz der Globalkritik auch in konkrete Forschung umzusetzen. Die scharfen Frontstellungen, die ja oft auch dem Generationenkonflikt und einem unterschiedlichen persönlichen „Habitus“ geschuldet waren, schliffen sich bald in der wissenschaftlichen Alltagsarbeit ab.

Der Friedens- und Konfliktforschung in den 1980er Jahren wird oft „Theorieferne“ attestiert wird, in der Summe ist das nicht zutreffend. Selbstverständlich erwarteten Politik und Gesellschaft in der Bundesrepublik der 1980er Jahre, dass eine speziell von ihr geförderte Wissenschaft *auch* und *vorrangig* Ergebnisse produziert, die für die politische Debatte relevant sind. ES gibt wichtige und heute noch tragfähige Ergebnisse, die den Ansprüchen an eine Theorie „mittlerer Reichweite“ genügen. Erinnerung sei an die Arbeiten zur Entwicklungstheorie und Entwicklungspolitik, zur Abschreckungs- und Rüstungskritik, zur Rüstungskontrolle und Entspannungspolitik oder Rolle von internationalen Institutionen zur Konfliktregelung oder zum „Zivilisatorischen Hexagon“. Nebenbei: Die Friedens- und Konfliktforschung machte in den 1980er Jahren eine Entwicklung durch, die z.T. die in der Politikwissenschaft vorwegnahm, z.T. ihr hinterherhinkte, ihr generell aber nicht unähnlich war. Der „Theorieschub“ erfolgte dort auch erst in den 1990er Jahren.

Das Ende des Ost-West-Konflikts und die „konstruktivistische Wende“ in den 1990er Jahren: Folgen für das disziplinäre Selbstverständnis

Mit dem Ende des Ost-West-Konflikts war der Friedens- und Konfliktforschung ein zentraler Forschungsgegenstand weggebrochen, aber nicht nur das: Wie auch in der deutschen Gesellschaft der 1990er Jahre generell sortierten sich in der Friedensforschung politische Positionen neu, alter Lager lösten sich auf oder adaptierten sich an neue Herausforderungen, der –bereits stark abgeschwächte – Gegensatz zwischen links und nicht-links („rechte“ Positionen gab es in der Friedens- und Konfliktforschung sowieso nicht) verblasste immer mehr. Ein neuer Gegensatz tat sich auf, als es in den 1990er Jahren um die Frage ging, ob Friedensforscher auch dafür sein dürften, den militärischen Gewalteininsatz durch die NATO/EU im ehemaligen Jugoslawien zu unterstützen. Von der methodischen Herangehensweise unterschieden sich die Studien der (vielen) Gegner und der (in der Zahl geringeren) Befürworter nicht, die *politischen* Schlussfolgerungen waren andere.

Jenseits der politischen Spaltungen in den 1990er Jahren machte sich die Friedens- und Konfliktforschung auf, im Wissenschaftssystem der Bundesrepublik Deutschland als normativ orientierte empirische Sozialwissenschaft ihren Platz einzunehmen, auf der Grundlage eines einigermaßen stabilen wissenschaftlich-politischen Grundkonsens‘ und von theoretischen Ergebnissen, die als „vorläufig gesichertes Wissen“ angesehen werden (was natürlich nicht heißt, dass sie immer wieder in der wissenschaftlichen Kritik und Überprüfung stehen).

Fünf Gründe sind für diese Entwicklung auszumachen:

- (1) Das veränderte Konfliktgeschehen, das nach dem Ende des Ost-West-Konflikts auch eine Erneuerung der Forschungsagenda verlangte;
- (2) Ein mit dem Wegbrechen der Friedensbewegung der 1980er Jahre veränderter „Resonanzboden“ der Friedens- und Konfliktforschung;
- (3) Eine zunehmende Nachfrage aus der – angesichts der neuen Herausforderungen ratlosen – offiziellen Politik und aus gesellschaftlichen Organisationen nach Ergebnissen aus der Friedens- und Konfliktforschung, eine Entwicklung, die durch das Aufweichen der ideologischen Lager nach 1990 begünstigt wurde;
- (4) Der Professionalisierungsschub durch wissenschaftliche Institute und Studiengänge, u.a. auch unterstützt durch die Gründung der Deutschen Stiftung Friedensforschung;
- (5) Insgesamt die Paradigmenenerweiterung in den Sozialwissenschaften. Mit dem „linguistic turn“ hat sich auch für die Friedens- und Konfliktforschung eine theoretische wie methodologische Ausrichtung ergeben, die weit über die bislang eher dominierende rationalistische hinausgeht.

In der Folge lässt sich heute eine deutliche Tendenz zur Pluralisierung und Differenzierung der theoretischen und methodologischen Ansätze feststellen. Dies wiederum hat Konsequenzen für die Debatte um das Selbstverständnis, für die Politisierung des Anwendungsbezuges sowie die eigene disziplinäre Verortung.

Zunächst wurde die Wertorientierung, die sich die deutschsprachige Friedensforschung seit ihrer Gründung mehr oder weniger stark ins Stammbuch geschrieben hatte, im Zuge des „linguistic turns“ oder der „konstruktivistischen Wende“ in Zweifel gezogen. Damit ging ein Wandel des methodologischen Selbstverständnisses einher, der vor allem durch eine andere Beobachtungsperspektive zum Ausdruck kam. Andere Fragestellungen rückten in den Mittelpunkt des Erkenntnisinteresses, nämlich nach den diskursiven Mitteln, mittels derer Konflikte konstruiert werden, oder auch die Frage, welche Zuschreibungen über Begriffe wie Gewalt und Frieden erfolgen. Aus dieser Perspektive geht es nicht mehr um die eigene Selbstverortung oder den „moralischen Anspruch“ von Friedens- und Konfliktforschung, sondern um den gezielten Blick auf Prozesse der Begriffsbildung und den damit verbundenen (politisierten) Funktionen und Intentionen. Im Hinblick auf die Gewalt bedeutet dies die systematische Beobachtung des Zustandekommens von Gewalt im Sinne von *Gewaltzuschreibungen*. Konstruktivistische Gewaltforschung müsse dort ansetzen, „wo Akteure ein Handeln als Gewalt bezeichnen oder wo sie ein von anderen als gewaltförmig bezeichnetes Handeln eben nicht als Gewalt bezeichnen“ (Bonacker).

Dieser konstruktivistische Perspektivenwechsel auf Gewalt, Konflikt und Frieden stößt bei einer Reihe von Friedensforschern auf Widerstand, die den Paradigmenstreit noch nicht ausgestanden sehen. Sie befürchten zudem unmittelbare Folgen für das disziplinäre Selbstverständnis der Friedensforschung. Werner Ruf (2009) spricht in diesem Zusammenhang von einer *Entpolitisierung* der Wissenschaft, die sich allein auf das Beobachten zurückzöge, bestenfalls noch Entscheidungsalternativen liefere, „für die sie jedoch die Verantwortung ablehnt: Das Normative wird anderen überlassen.“

Dieser Einschätzung widersprechen konstruktivistische Forscher und Forscherinnen, die sich durchaus zur Wertorientierung im Sinne eines Beitrages der eigenen Forschung zur Gewaltreduzierung verpflichtet sehen, insgesamt jedoch mit dem Perspektivenwechsel einen anderen Schwerpunkt verfolgen. Kritisch sind sie also durchaus auch in dem Sinne, dass sie den wissenschaftlichen Fokus auf die Politisierung und Instrumentalisierung von zentralen Konzepten der Friedens- und Konfliktforschung richten und darauf verweisen, dass beispielsweise Ergebnisse der Forschung über das Theorem des Demokratischen Friedens von politischer Seite als Legitimation für militärische Interventionen und State Building nach dem Modell von Gesellschaften westlich-liberaler Prägung verwendet werden.

So ist der Streit über das Selbstverständnis der deutschsprachigen Friedens- und Konfliktforschung nicht abgeschlossen. Die konstruktivistische Perspektive insgesamt darf auch nicht den Blick für andere relevante Faktoren und Theorieansätze, vor allem auch rationalistisch orientierte verstellen. Vielleicht lässt es sich mit Sabine Jaberg (2009) halten, die zwar auch die Gefahr eines „inhaltsdifferenten Rituals“ jenes konstruktivistischen Perspektivenwechsels sieht und die Einbettung der Forschung *über* den Frieden in ein größeres Gesamtprojekt der Friedens- und Konfliktforschung fordert. Auf diese Weise könne die konstruktivistische Forschung durchaus einen wichtigen Beitrag leisten, um gesellschaftlich akzeptierte und von daher aus dem Bewusstsein geratene Formen von Gewalt wieder sichtbar zu machen. Jedoch müsse die Friedensforschung insgesamt eine wertbasierte und normgebundene Wissenschaft bleiben und sich deutlich zu ihrer Normativität bekennen.

Ohne den Begriff des „Generationenwechsels“ überstrapazieren zu wollen, so zeichnet sich die jüngere deutschsprachige Friedens- und Konfliktforschung insgesamt dadurch aus, dass eine stärkere empirisch-analytische Ausrichtung festzustellen ist. In der Tat lässt sich in den Beiträgen zu dem von uns herausgegebenen Buch eine deutliche Tendenz zur Pluralisierung und Differenzierung der theoretischen und methodologischen Ansätze feststellen.

Themenkonjunkturen und Theoriebildung mit Leerstellen

Ein Buch zum Forschungsstand der deutschsprachigen Friedens- und Konfliktforschung herauszugeben, eröffnet die Möglichkeit, eine Bilanz zu ziehen. Zunächst bedarf es keiner ausführlichen Erläuterung, dass der Ost-West-Konflikt *das* Thema der Friedensforschung bis zum Ende der 1980er Jahre war, in zweiter Linie der Nord-Süd-Konflikt oder besser gesagt die Forschung über Entwicklung (und über, wenn auch weniger, Entwicklung *und* Frieden). Die Forschung über den *inneren* Frieden, auch ein Streitthema der 1970er und 1980er Jahre (gehört ein solches Thema zur Friedensforschung oder nicht?) fristete immer mehr ein Schattendasein.

Das Ende des Ost-West-Konflikts bildete auch für die deutschsprachige Friedens- und Konfliktforschung eine deutliche Zäsur. Dies zeigt sich vor allem in der Themenwahl und auch in der verstärkten Beschäftigung mit Theoriebildung. Dabei richtet sich der Fokus verstärkt auf eine Forschung mit dem Ziel, Theoriebildung zu betreiben, vorhan-

dene Theorien zu reflektieren, kritisch zu wenden und zu ergänzen – und um *auch* auf die praktische Politik und gesellschaftliche Debatte einzuwirken.

Einige ausgewählte Beispiele (aus dem von uns herausgegebenen Buch) seien hier genannt:

- Die kritische Untersuchung des Theorems des Demokratischen Friedens und damit zugleich zentraler Annahmen (fast) sämtlicher liberal-institutionalistischer Theorien der IB sowie die kritische Reflexion der Rolle internationaler Organisationen und Institutionen, in der gerade die deutschsprachige Friedens- und Konfliktforschung auch die Schattenseiten der internationalen Verrechtlichungsstrategien mit berücksichtigt hat. Darin liegen zentrale Beiträge auch für die internationale Debatte, sie gehen weit über das Institutionenverständnis der Friedensforschung vor dem Ende des Ost-West-Konflikts hinaus.
- Interessante Einsichten ergeben sich auch aus der gegenwärtigen Militärforschung in der Friedens- und Konfliktforschung. Militärforschung war gerade aus deutscher friedenswissenschaftlicher Perspektive schon immer höchst umstritten und deren Streitpotenzial wird erhöht, wenn es um Einsätze in neuerlichen Krisen- und Konfliktszenarien geht. So taucht interessanterweise die Inkompatibilitätsdebatte – also die Unvereinbarkeit von Militär und demokratischer Gesellschaft – in neuem Gewand wieder auf, wenn etwa die Friedens- und Konfliktforschung kritisch nach den Notwendigkeiten und Fähigkeiten internationalisierter Streitkräfte zum zivil-demokratischen Wiederaufbau von Nachkriegsgesellschaften fragt.
- Rüstungskontrolle und Abrüstung waren seit Anbeginn zentrale Thema der Friedensforschung, sie erlebten ein „konjunkturelles Tief“ in den 1990er Jahren. Kontinuierliche Forschung, vor allem am IFSK und an der HSFK, auch jenseits dieses Trends ergeben einen soliden Fundus an Wissen, in dem alte Dichotomie der zwischen den Vertretern der „Außenleitung“ und „Innenleitung“ in theoretischen Konzepten aufgehoben ist und in das Elemente liberal-institutionalistischer, verhandlungstheoretischer und konstruktivistischer Theorien integriert sind.
- Was die Theorien zur Kriegsursachenforschung angeht, so ist nicht verwunderlich, dass angesichts der Komplexität des Krieges eine umfassende Theorie fehlt und es eine solche wahrscheinlich auch nie geben wird. Zu sehr ist Krieg historisch bedingt. Vor allem ist bislang aus der induktiv orientierten Forschung keine Theorie des Krieges entstanden. Sowohl die qualitative wie die quantitative Kriegsursachenforschung hat jedoch eine Unzahl empirisch gut belegter Einzelergebnisse produziert, so dass wir von einer konsolidierten Datenlage über das globale Kriegsgeschehen und viele Einzelkonflikte ausgehen können, doch fehlen die Zusammenhänge und Verbindungen zwischen den einzelnen Ansätzen; zumal wenn viele Forscher ihre Aufmerksamkeit stark an aktuellen Konjunkturen von Regierungsdiskursen (Beispiel: neue Kriege) ausrichten. Allerdings besteht Konsens über die Notwendigkeit eines exemplarischen Pluralismus von makroquantitativen und qualitativen Fallstudien, die sich ihrerseits noch weiter in kulturalistische und rationalistische Erklärungsansätze verästeln. Gefordert ist eine stärkere interdisziplinäre Ausrichtung der Kriegsursachenforschung, deren

Themenkonjunkturen wesentlich stärker in Relation zu historischen Kriegsergebnissen gesetzt werden müssten.

- Die historische Friedensforschung, die seit den frühen 1980er Jahren kontinuierlich hochinteressante Forschungsergebnisse produziert, die im Mainstream der deutschsprachigen Friedensforschung nicht die Beachtung finden, die ihnen gebührt, hat – wie die Friedensforschung generell – den normativen am Frieden ausgerichteten Anspruch sinnvoll mit einer stärker historischen Ausrichtung verknüpft, um vor allem den notwendigen historischen Beitrag zur Kriegsursachenforschung zu erstellen. Auch hier ist eine stärkere interdisziplinäre Vernetzung erforderlich, die jetzt – anders als dies in den Anfängen der Friedensforschung der Fall war, in der diese nur gefordert wurde – auf soliden empirischen Befunden der jeweiligen Disziplinen fußen kann.
- Die Entwicklungsforschung und –theoriebildung war bereits von Anfang an in der Friedensforschung ein zentrales Thema; nicht zuletzt fand über sie die Dependencia-Theorie Eingang in die deutschsprachige Debatte über Entwicklungstheorie und Entwicklungspolitik. Ihr fehlt aber bislang eine überzeugende Antwort auf die Frage der Beziehung zwischen Entwicklung und Frieden. Auch ist es bisher nur ansatzweise gelungen zu erklären, weshalb in vielen Entwicklungsländern, die von hoher Armut und Unterentwicklung geprägt sind, kaum Gewalt vorhanden ist, währenddessen in anderen Staaten, in denen dieses Problem geringer ausgeprägt ist, Gewalthandeln stattfindet. Möglicherweise liegt deshalb die Zukunft der Entwicklungsforschung als Friedensforschung in einem holistischen Ansatz der Gewaltanalyse.
- Am Beispiel der Genderforschung lässt sich gut aufzeigen, dass konstruktivistische Friedens- und Konfliktforschung mehr umfasst, als allein ein Wandel in der Beobachtungsperspektive auf der epistemologischen Ebene. So ist es beispielsweise ein erklärtes Ziel der Genderforschung, bestehende geschlechterstereotype soziale Verhältnisse zu identifizieren und modellhafte Gegenentwürfe für eine geschlechtergerechte Welt zu entwickeln. Statt die Ubiquität der strukturellen Gewalt in Form patriarchaler Verhältnisse zu attestieren, wie dies noch die kritische feministische Friedensforschung getan hatte, betont die neuere friedensorientierte Genderforschung die Rolle von „agency“: die Funktion von Akteurinnen und ihre Potenziale zu gesellschaftlichen Veränderungen. Forschung und Theoriebildung sind hier eng mit normativen, emanzipativen Zielen verknüpft.

Wie aus diesen ausgewählten Beiträgen hervorgeht – und was durch die anderen ebenfalls bestätigt wird – hat die Theorieorientierung in der deutschsprachigen Friedens- und Konfliktforschung in den letzten Jahren signifikant zugenommen und in vielen Bereichen bereits synthetisierte Ergebnisse hervorgebracht. Als ein generelles Desiderat in einer empirisch-analytischen Forschungspraxis zeigt sich allerdings, dass die Integration der verschiedenen theoretischen Ansätze und wissenschaftlichen Methoden noch nicht weit genug vorangeschritten ist. Beispielsweise überwiegen in vielen Bereichen weiterhin Einzelfallstudien, wie besonders auffällig bei der Kriegsursachenforschung oder der Forschung über Zivile Konfliktbearbeitung, großangelegte vergleichende Analysen fehlen jedoch mehr oder weniger vollständig. Auch ist es notwendig – wie schon in den Internationalen Beziehungen in ersten Schritten versucht wird – die Friedensforschung, die stark von den Internationalen Beziehungen geprägt ist, mit soziologischen Ansätzen und der „comparative politics“ zu verschränken.

Peter Schlotter / Simone Wisotzki (Hg.): Friedens- und Konfliktforschung

erscheint in der Reihe „Forschungsstand Politikwissenschaft, Nomos Verlagsgesellschaft

Inhaltsverzeichnis

Peter Schlotter/Simone Wisotzki: Stand der Forschung „Friedens- und Konfliktforschung“

Thorsten Bonacker: Forschung für oder Forschung über den Frieden? Zum Selbstverständnis der Friedens- und Konfliktforschung

Klaus Schlichte: Kriegsursachenforschung

Anna Geis/Jonas Wolff: Demokratie, Frieden und Krieg: Der „Demokratische Frieden“ in der deutschsprachigen Friedensforschung

Tanja Brühl: Internationale Organisationen, Regime und Verrechtlichung

Elvira Rosert: Rüstung, Rüstungskontrolle und Abrüstung

Julika Bake: Militär und Gesellschaft in Deutschland

Heidrun Zinecker: Gewalt- und Friedensforschung – funktioniert der entwicklungstheoretische Kompass?

Tobias Debiel/Holger Niemann/Lutz Schrader: Zivile Konfliktbearbeitung

Simone Wisotzki: Geschlechterperspektiven in der Friedens- und Konfliktforschung

Werner Wintersteiner: Von der „internationalen Verständigung“ zur „Erziehung für eine Kultur des Friedens“. Etappen und Diskurse der Friedenspädagogik seit 1945

Stefanie van de Kerkhof: Historische Friedensforschung

Jürgen Altmann/Martin Kalinowski/Ulrike Kronfeld-Goharani/Wolfgang Liebert/ Götz Neuneck: Naturwissenschaft, Krieg und Frieden